

Grammatische Variation. Am Rande der deutschen Standardsprache

Ludwig M. Eichinger

Annotation

Eine am Gebrauch orientierte Sprachbeschreibung ist auch in der Grammatik mit sprachlicher Variation und mit Veränderungen des Gebrauchs konfrontiert. Anhand dreier Beispiele aus dem zentralen Bereich der deutschen Grammatik soll gezeigt werden, dass sich in der Variation, die man dort beobachtet, eine funktionale Nutzung des vorhandenen Inventars darstellt. Diese funktionale Nutzung ist dadurch gekennzeichnet, dass seltenere und daher synchron auffälligere Konstruktionen für spezifische Funktionen genutzt werden. Der Genitiv ist tatsächlich aus formalen Gründen seiner Morphologie auffällig. Er ist nicht vom Dativ unterschieden beim Femininum, doppelt markiert bei den starken Maskulina und Neutra und nur beschränkt bildbar im Plural. Diese Eigenheiten beschränken seine Nutzung als normaler Kasus. Gerade aber die auffällige Markierung mit dem Element $\{-e\}$ hat dazu geführt, dass der Genitiv nun zur Anzeige genereller Abhängigkeit genutzt wird, und zwar als Genitivattribut wie als unmarkierte Form bei einer Gruppe von Präpositionen (*wie dank, trotz, wegen, entlang* usw.). Beim zweiten Fall, dem Verhältnis von starken und schwachen Verben, zeigt sich, dass der Übergang von der starken zur schwachen Flexion, die erkennbar den Normalfall im morphologischen System darstellt, gerade häufige und in ihrer Bedeutung grundlegende Verben (wie *geben, nehmen* usw.) nicht betrifft, so dass die starke Flexion als Markierung für solch einen zentralen Status gelten kann. Der dritte Punkt hängt damit zusammen: das Ausgreifen der *würde*-Form als Konjunktiv II (auch bei gut markierten starken Verben) ist so im größeren Zusammenhang der Nutzung von Klammerformen zu sehen.

Schlüsselwörter

Markiertheit, Variation, funktionale Nutzung, Gebrauchsveränderungen, zentraler Status

1. Zum Rahmen: Der Strukturalismus und seine Folgen

Seit gut hundert Jahren haben wir uns im Gefolge des de Saussure'schen Cours daran gewöhnt, die Sprache als ein System zu sehen, in dem sich alles gegenseitig stützt. Diese grundlegende Abstraktion der seither so genannten

modernen Linguistik fokussiert auf die Verlässlichkeit des Zusammenhalts. Schon früh wird aber auch, nicht zuletzt im Prager Funktionalismus, auf Abstufungen in der funktionalen Belastung hingewiesen. Es gibt Unterschiede, die auch in einer systembezogenen Betrachtung einen Platz finden sollten. Noch weiter gehen Überlegungen, die man mit dem Namen Eugenio Coserius verbinden wird, letztlich spielt bei ihm erstmals die Gebräuchlichkeit bestimmter Formen eine Rolle: Seine Norm lässt sich als ein System des Gebrauchs verstehen. In sprachphilosophischen Überlegungen wird eigentlich schon parallel zu solchen Entwicklungen an Erklärungen des Gebrauchs, wenn man so will an einer pragmatischen Grammatik, gearbeitet. Vor allem mit dem Namen Ludwig Wittgensteins wird unter dem Stichwort der „Sprachspiele“ die Beschreibung von Mustern sprachlichen Gebrauchs verbunden und zu einer Aufgabe sprachwissenschaftlicher Beschreibung. Was immer man aus dieser sehr groben Skizze lesen kann, klar ist, dass der Blick auf Variation intensiver wird, dass Variation einen zentraleren Platz in der Beschreibung einnimmt.¹

Man kann sich fragen, ob das nur eine wissenschaftshistorische Entwicklung beziehungsweise eine Diskussion spiegelt, oder ob mit der Variation etwas in den Blick genommen wird, was unsere sprachliche Welt zunehmend prägt. Vermutlich ist es nicht verwunderlich, dass in bestimmtem Ausmaße beides wahr ist.

2. Stabilität und Variation

Man kann also auch schon auf zwei Ebenen Antworten auf die Frage suchen, was das Deutsche sei und was es gewesen sei. Man kann die empirischen Fragen zu diesen sprachlichen Zuständen von zwei Seiten her angehen, einerseits von der Seite des Systems her, und daher nach Verschiebungen im System und nach den Folgen solcher Verschiebungen für die Architektonik der Systemzusammenhänge suchen, oder andererseits nach der Veränderung der Interaktionsbedingungen durch die gesellschaftlichen Zeiten und Situationen fragen und danach, was die Konsequenzen aus Veränderungen auf dieser Ebene sind. Beiden Arten von Fragen soll im Weiteren exemplarisch nachgegangen werden.

Für beide Ebenen ist von Bedeutung, dass man die sprachliche Entwicklung als die Phasen eines atmenden Systems verstehen kann, also eines Systems, in denen Phasen der Diffusion mit solchen der Konzentration wechseln. Längere Phasen der Geschichte des Neuhochdeutschen auf dem Weg der Standardisierung sind vom Sog zur Einheitlichkeit gekennzeichnet. Je ausgebauter die Interaktionsmöglichkeiten auf dieser Basis werden, desto stärker eröffnen sich paradigmatische Möglichkeiten der Realisierung, es gibt eine parallele Bandbreite von systematischen Optionen².

1 Zu diesen Überlegungen s. Eichinger (2016).

2 Diese Zusammenhänge werden ausführlich dargelegt in Eichinger (2017).

3. Variation als Systemfrage: vom Genitiv (und vom Dativ)

Die Diskussion um den Status, und normalerweise um den schwindenden Status, des Genitivs ist ein Klassiker der sprachkritischen Diskussion, deren systematische und deren Gebrauchsseite erst in den letzten Jahren sprachwissenschaftlich erhellt wurde. Wenn man das zusammenfasst und interpretiert, kommt man zu vier Punkten, die wir anschließend behandeln wollen. Zum ersten kann man in etwas provokanter Form feststellen, dem Genitiv gehe es gut, er ist aber kein Kasus mehr. Dieser – etwas weniger provokant gesagt – marginale Status im deutschen Kasussystem hat zur Folge, dass es zu einer gewissen Umfunktionalisierung kommt. Diese Umfunktionalisierung nutzt die Eignung der Genitivformen, oder zumindest eines Teils von ihnen, ihn als einen starken Marker von Abhängigkeit auszubauen. Diese Verschiebung hat merkbare Folgen am Übergang zwischen Konstruktions-Eigenheiten und stilistischer Nutzung. Es ist letztlich nicht überraschend, dass sich damit Schwankungen am Rande der üblichen Gebräuche ergeben, die zu normativen Diskrepanzen führen.

Dass es dem Genitiv insgesamt gut gehe, ist eine überraschende Behauptung. Sie bedarf der Begründung. Der vermutlich unbestrittenste Punkt in dieser Richtung ist, dass der Genitiv der strukturelle Marker für die Abhängigkeit im nominalen Bereich ist, also substantivisches Attribut. Das gilt systematisch, die Genitiv-Morphologie indiziert eigentlich nicht mehr als „Abhängigkeit“, die verschiedenen Namen für die Genitivattribute spezifizieren Kontextbedingungen, ggf. auch syntaktische („genitivus subiectivus“), die dann in spezifischere semantische Interpretationen der Abhängigkeitsrelation führen. Dieser Tatbestand und auch die Stellung der Genitiv-Konstruktionen zu relativ beschränkten verwendbaren Alternativen lassen sich durch die folgenden Beispiele andeuten. In ihnen wird auch unmittelbar sichtbar, dass mit ihrer Nutzung, wenn sie im gleichen Kontext verwendbar sind, eine stilistische Markierung verbunden ist.³

- (1) Das Thema meines Vortrags / meiner Vorlesung
- (2) Das Thema von meinem Vortrag / von meiner Vorlesung
- (3) ?Meines Vortrags Thema / ??Meiner Vorlesung Thema
- (4) [meinem Vortrag sein Thema / ???meiner Vorlesung ihr Thema]

Tatsächlich ist die Lage noch etwas komplizierter, so spielt unter anderem gelegentlich auch der weiträumigere Kontext mit seinen Anschlussmöglichkeiten eine Rolle. So mag man sich auf den ersten Blick fragen, warum in den folgenden beiden Beispielen einmal der Genitiv und im anderen Fall an einer äquivalenten Stelle die *von*-Konstruktion gewählt wird:

³ Das natürlich ungeachtet der Verwendungen, bei denen es sich nicht um Alternativen handelt, etwa artikellose Plurale, Typ: *die Hörer von Vorlesungen*.

- (5) Für die vielen Beweise der Anteilnahme am Tod meines Mannes, unseres Vaters. (Vorarlberger Nachrichten, 03.04.1998)
- (6) die Anteilnahme, die wir anlässlich des Todes von meinem Lebensgefährten, unserem Papa, Schwiegervater, Bruder und Opa. (Vorarlberger Nachrichten, 09.09.2000)

Man darf vermuten, dass es im zweiten Fall um die Vermeidung des zweiten Attributs in der Reihe, also *unseres Papas*, ging, deren Akzeptabilität gering ist – was sicher mit einer der Gründe ist, warum man in solchen Fällen, auch bei Wahl eines ersten Genitivs, hier mit dem Dativ rechnen könnte, als eine Art *constructio ad sensum*, bei der der Genitiv an dieser Stelle implizit mit *von* reanalysiert wird. Man kann das auch als Beleg dafür sehen, dass tatsächlich der Genitiv und die *von*-Konstruktion über ein Paradigma verrechnet werden. Das kann man in anderer Weise auch an den folgenden beiden Beispielen sehen. Selbst die determinierende und individualisierende Funktion des attributiven Adjektivs lässt die starken Genitive bei den beiden Kollektiva *Obst* und *Gemüse* auffällig erscheinen, die *von*-Konstruktion ist da ohnehin der Normalfall, und auch mit Adjektiv erscheint *von jahreszeitgerechtem Obst und Gemüse* zumindest stilistisch normaler⁴.

- (7) Die gesundheitsbewussten Gäste konnten anhand eines beispielhaften Tagesplansmitverfolgen, wie man unter Verwendung jahreszeitgerechten Obsts und Gemüses ganz leicht und schmackhaft sogar mehr als die geforderte Menge von 450 bis 600 Gramm pro Tag zu sich nehmen kann. (Rhein-Zeitung, 23.03.2004)
- (8) Außerdem lernen sie vieles über den Anbau und die Verwendung von Obst und Gemüse. (Mannheimer Morgen, 05.09.2003)

Dennoch geht es dem Genitiv als Normalfall des substantivischen Attributs gut, wozu die relative Auffälligkeit des {-s}-Morphems das ihre beiträgt. Vor allem in komplexen attributiven Gefügen hilft eine solche wiederkehrende, deutlich sichtbare Abhängigkeitsmarkierung, die Konstruktionen durchsichtiger zu machen. Auffällig ist das etwa in Rechts- und Verwaltungstexten, bei denen die Setzung in nominalen Komplexen ein zentrales Texttypenmerkmal ausmacht.

- (9) Die Wirkungen der Entscheidung 2004/535 werden bis zum 30. September 2006, jedoch nicht über den Zeitpunkt des Außerkrafttretens des genannten Abkommens hinaus, aufrechterhalten. (<http://www.springerlink.com/content/>)
- (10) In Anerkennung der Bedeutung grundlegender Rechte und Freiheiten, insbesondere des Schutzes der Privatsphäre, und deren Achtung bei der Verhütung und Bekämpfung des Terrorismus und damit verbundener

⁴ Was nun seinerseits wieder mit der hohen phonetischen wie systematischen Auffälligkeit dieser Flexion am Substantiv zusammenhängt; s. Eichinger (2012).

Verbrechen sowie sonstiger schwerer Verbrechen transnationaler Art, einschließlich der organisierten Kriminalität. (<http://eur-lex.europa.eu/>)

An diesen Texten sieht man einerseits diese Funktion, die Funktion dieser am Artikel und Substantiv gedoppelten starken Markierung sehr deutlich, sie wird ergänzt durch weitere vergleichsweise auffällige Marker, nämlich das {-er} bei den Adjektiven genitivischer Pluralformen und eines Pronomens wie *deren*. Es ist zumindest für diesen Texttyp zudem nicht untypisch, dass durch die Position bei einem deverbalen Kernsubstantiv die formal kritischen Fälle des Genitiv Singulars des Femininums, der ja mit dem Dativ formgleich ist, die Abhängigkeit positionell und syntaktisch („genitivus subiectivus“) verdeutlicht wird.

In dieser Lesart kann man jedenfalls annehmen, dass der formal gänzlich übermarkierte {-s}-Genitiv, in der Terminologie Tesnières gesprochen, ein Translativ darstellt, das den attributiven Charakter, d.h. einen speziellen Fall von Dependenz, kennzeichnet. In diesem Denkmodell bedeutet das, dass dadurch signalisiert wird, dass hier eine substantivische Form „eigentlich“ nicht in substantivischer Funktion verwendet wird.⁵ Das passt, was verschiedentlich schon angemerkt wurde, zu weiteren Verwendungen des {-s}-Elements, dem damit eine Art derivationaler Ausdruck einer „uneigentlichen“ Verwendung eines Substantivs zugeschrieben wird. Einschlägige Fälle wären etwa die sogenannten adverbialen Genitive – zudem auch bei Feminina und in schwierigen Konstruktionen:

- (11) *eines Tages, eines Nachts, tags darauf*
Aber auch - klassischer - der sogenannte sächsische Genitiv *von* und sonstige Eigennamen (hier genusbezogen: Neutrum) sowie verwandte (auch postponierte) Verwendungen, auch hier unabhängig vom Genus:
- (12) *Vaters/Mutters Haus, *das Haus Vaters/Mutters; Ottos/Marias Haus, das Haus Ottos/Marias; Malis Besetzung/die Besetzung Malis, *Kongos Besetzung/*die Besetzung Kongos*

Man kann auch die Nutzung des Fugenelements insgesamt und daher der deutlich ihren flexivischen Geltungsbereich (Maskulina und Neutra) überschreitenden {s}-Fuge als zusätzliches Signal einer unselbständigen Verwendung sehen – neben Zusammenschreibung und der morphologischen Isolierung, die nur den Bezug auf das Zweitelement zulässt. Typisch ist geradezu die Verwendung bei abgeleiteten Feminina:

- (13) Schönheitsoperation, Steuerungsprozess

Wir befinden uns ganz offenkundig in einem Randbereich grammatischer

⁵ In der sehr wortartorientierten Konzeption Tesnières hieße das: „wird zum Adjektiv“ (s. Werner 2003); Weinrich betont in seiner Textgrammatik (Weinrich 2005) die funktionale Ähnlichkeit zu präpositionalen Verbindungen, was die Paradigmatik mit der *von*-Konstruktion nahelegt.

Funktionalisierung eines im Satzsyntaktischen marginal gewordenen, aber recht auffälligen und daher funktional belastbaren Elements.

In diesem funktionalen Zusammenhang kann man auch die im letzten Jahrhundert zunehmende Vereindeutigung der Nicht-Akkusativ-Rektion einer Reihe von Präpositionen sehen, die historisch teils auf Genitive und teils auf Dative zu beziehen wären.⁶ Von Vereindeutigung kann man sprechen, da das ja wiederum nur die Maskulina und Neutra betrifft, während es im morphologischen Zwei-Kasus-System des Singulars des Femininums um eine Nicht-Akkusativ-Markierung geht. Ein Beispiel dafür wäre etwa eine historische Dativ-Präposition wie *dank*:

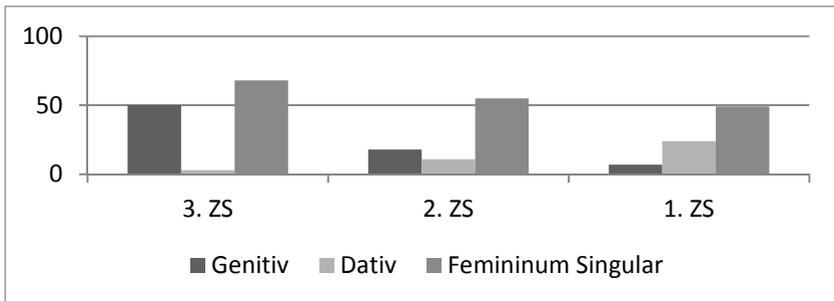
- (14) Sind erst einmal alle Widersacher - und dank *des Zaubertranks* bald Liebenden - auf der Insel verstreut, geht das rasante Wirr-Warr auch schon los. (Niederösterreichische Nachrichten, 01.07.2010)

Dabei erscheinen die nach wie vor belegten Dativ-Fälle zunehmend als Ausdruck einer informelleren Ausdrucksweise:

- (15) Diese gibt es nun dank dem Ludwigshafener *Anwaltsverein*. (Mannheimer Morgen, 02.07.2010)

Wenn man ansieht, welches Bild sich anhand einer Korpusuntersuchung von drei Zeitscheiben, nämlich zu Beginn, in der Mitte und am Ende des Zwanzigsten Jahrhunderts, zeigt, sieht das folgendermaßen aus:

(16)



Was immer geschieht, die Dativ-Verwendung geht deutlich zurück, und ein Großteil der in Texten an dieser Stelle vorkommenden Substantive sind ohnehin unterdifferenzierte Feminina.

⁶ Die historische Entwicklung dieser als gegenwärtiges Schwanken länger diskutierten Verteilung wird in Eichinger (2013) dargelegt.

Dass wir uns auch hierbei den Regeln am Rande der üblichen Morphologie befinden, mögen einige Belege zeigen, bei denen vor allem bei artikellosen Pluralen, aber auch anderen Fällen, letztlich die Markierung allein auf der Präposition liegt bzw. bei Substantiven, die nicht von Hause aus einen $\{-(-e)n\}$ -Plural haben, die einzige verfügbare Markierung – die des Dativs – gewählt wird:

- (17) Es sei wichtig, trotz Kinder die Partnerschaft und Freundschaften nicht zu vernachlässigen. (Frankfurter Rundschau, 11.03.1999, S. 3)
- (18) Will eine Mutter im Beruf trotz Kind flexibel sein. (Rhein-Zeitung, 11.07.2005)
- (19) Viele Frauen wollten trotz Kindern Karriere machen. (Mannheimer Morgen, 31.03.2001)

Der Funktionsverschiebung auf diese Art der Signalisierung von Abhängigkeit entspricht auf der anderen Seite eine Spezialisierung der verbleibenden Gebräuche als Genitivkomplement. Die Verwendungen, die sich da finden, sind einerseits ein juristischer Sonderfall, andererseits stilistisch markiert oder konstruktionsmäßig gebunden (vgl. Eichinger 2012). Aber selbst bei diesen Fällen zeigen sich Übergangserscheinungen, die eine Angleichung an die üblichen Systemverhältnisse versuchen. So zeigt sich etwa beim Verb *harren* eine Angleichung an das präpositionale Muster des semantisch nahe stehenden Verbs *warten auf*:

- (20) Er harrte schon seit aller Herrgottsfrühe auf den von Trier kommenden Dampfzug. (Rhein-Zeitung, 06. 04.2010)

4. Variation als Normfrage: Verben

4.1. Nutzen und Nachteil starker Verben

Im verbalen Bereich gibt es bei den Sprechern und Schreibern des Deutschen eine Reihe von Unsicherheiten. Viele von ihnen haben mit Verschiebungen im Gebrauch von starken und schwachen Verbformen zu tun – und mit deren Folgen im Bereich der Konjunktiv-Verwendung. Viele von ihnen werden in dem folgenden Ausschnitt angesprochen und ironisiert:

- (21) Auch in anderen Bereichen lassen sich die gleichen Entwicklungstendenzen beobachten, etwa im System des Konjunktivs. Hier geht die Entwicklung unaufhaltsam zu einem mit “würde” gebildeten Einheitskonjunktiv und zur Ersetzung der Möglichkeitsformen durch die Wirklichkeitsformen hin. Zu sehr klingen Sätze wie “O, hülfe er mir doch!” oder “Wenn er den Fluß durchschwämme, wäre er in Sicherheit” nach Grimms Hausmärchen oder altem Gesangbuch, zu groß ist offenkundig die Angst, falsche Formen zu verwenden. Lauten

die richtigen Formen "hülfe" oder "hälfe", "beföhle" oder "befähle", "gewänne" oder "gewönne", "stände" oder "stünde"? "Alle glaubten, daß der Fisch tot ist" oder "... tot sei" oder aber "...tot wäre", "Sie hätte das nicht behauptet, wenn sie ihn besser kannte" oder "besser könnte"? Wie unproblematisch ist da doch die würde-Umschreibung, wie verlockend die Flucht in die vertrauten Wirklichkeitsformen: "O, würde er mir doch helfen!", "Wenn er den Fluß durchschwimmen würde, wäre er in Sicherheit", "Sie hätte das nicht behauptet, wenn sie ihn besser kennen würde." (taz, 06.06.1989, S. 12-13)

Über alles gesehen haben diese Veränderungen damit zu tun, dass es zwei in gewissem Umfang gegenläufige Entwicklungen gibt. Einerseits hat sich bekanntlich die schwache Flexion zum regelhaften Normalfall entwickelt, was man unter anderem daran sieht, dass neue, im Kontext von Entlehnung entstandene, Verben nach diesem Muster flektiert werden, auch wenn das am Anfang nicht immer ganz einfach erscheint, wie man am Beispiel von Verben wie *liken* oder *recyceln* sehen kann:

- (22) Werden tolle Bilder zigital gelikt, tut das schon gut. Es kommen auch viele Kommentare: Du bist so schön, du siehst super aus. Man kann sich so sehr viel Bestätigung und Beachtung holen. (SonntagsBlick, 13.07.2014)
- (23) Kein Material kann so leicht recycelt werden wie Glas - wenn es von Beginn an sauber nach Farben getrennt wird. (Rhein-Zeitung, 02.01.2003)

Zudem ist eine Reihe von ehemals starken Verben, meist partiell, zu dieser Flexionsweise übergetreten, es geht um Verben wie *backen*, *dingen*, *fechten*, *gären*, *saugen*, *sieden* oder *triefen*.⁷ Dieser Prozess ist aber andererseits offenkundig zum Stillstand gekommen, die jetzige Situation für die verbliebenen starken Verben erscheint ungefährdet, es ist vielmehr geradezu so, dass es geradezu ein Merkmal für die semantisch-funktional zentrale Stellung ist, dass und wenn in einem bestimmten Bereich ein starkes Verb existiert. Es bleibt aber wahr, dass durch diese Veränderungen das ursprüngliche, etwa im Mittelhochdeutschen noch existente, relativ einfache System der starken Verben seine Struktur weithin verloren hat, so dass Unklarheiten beim genauen Vokalismus einzelner Formen auftreten. Damit gibt es zunächst im Wesentlichen zwei Problempunkte, nämlich die Übergänge zwischen starken und schwachen Verben und die Unsicherheiten über den richtigen Vokalismus:

- (24) Das, was man backte oder kochte, wenn die Familie zusammenkam. (Die Zeit, 26.05.2011)

⁷ Zu einer Liste der starken und unregelmäßigen Verben, in der auch die genannten Verben aufgeführt sind, vgl. Duden (2016: § 704).

- (25) Ende April buk die Konditorin Fiona Cairns eine achtstöckige Torte. (Die Zeit, 02.06.2011)
- (26) Bier-Brot, das mit dem neuen Kirner Landbier gebackt wurde. (Rhein-Zeitung, 04.06.2011)
- (27) Der Ausbau solcher Angebote hülfe ihnen mehr als das bürokratisch komplexe Feigenblatt namens „Bildungs-Chip“. (Nürnberger Nachrichten, 06.12.2010)
- (28) Und wie müsste eine Liebe aussehen, die der Erkenntnis gewissermaßen auf die Sprünge hülfe? (Hannoversche Allgemeine, 10.09.2009)

Zudem ist es so, dass auch diese Entwicklungen zum Teil durch Weiteres überlagert werden. So kann man am Beispiel des Verbs *saugen* eigentlich dreierlei sehen, nämlich erstens, dass über das Zwanzigste Jahrhundert hin tatsächlich der Gebrauch der starken Formen ab- und der der schwachen Formen entsprechend zunimmt. Allerdings sieht man zum zweiten, dass die Verwendung der starken Formen nach wie vor deutlich überwiegt.

(29)



Zum dritten sieht man aber, dass mit dieser Verschiebung eine Bedeutungs-differenzierung verbunden ist, die sich erst im Verlauf des Jahrhunderts zu stabilisieren scheint, mit einer „konkreteren“ Bedeutung bei der schwachen Form und einer eher fast metaphorischen und konstruktionell gestützten für die starken Formen, die mit ihrer relativen Auffälligkeit das signalisieren und diese Domäne beherrschen. So erscheinen jetzt die Beispiele (29) und (30) als sehr auffällig, während die Verteilung der Gebrauchsweisen in (31) und (32) den gegenwärtigen Normalfall repräsentiert:

- (30) Er verschluckte den Rauch, sog ihn in den Magen, mehr und immer mehr. (Ewers, Hanns Heinz, Alraune, München: Müller 1911)
- (31) der zerschlagene Mund, der gierig immer neue Mengen Wodka in diesen geschändeten Leib sog, stöhnte in weltferner Trauer. (Dürrenmatt, Friedrich, Der Verdacht, Einsiedeln: Benziger 1955).

- (32) Und so sog sie viele Einflüsse dieses kunsthistorischen Paradieses in sich auf. (Nürnberger Nachrichten, 19.02.2009, S. 7)
- (33) Die Putzfrau hat bestimmt drum herum gesaugt. (Beate Dölling, Hör auf zu trommeln, Herz, Weinheim: Beltz & Gelberg 2003)

Zu den bisherigen Ambivalenzen kommt noch dazu, dass sich der Konjunktiv II offenbar in zweierlei Weise an einer kritischen Stelle befindet. Einerseits von der Form her, andererseits von der Funktion. Offenkundig ist das System der schwachen Verben an der hier einschlägigen Stelle formal unterdifferenziert, Konjunktiv II und Präteritum fallen in allen Positionen zusammen – was für Konjunktiv I und Präsens in mindestens drei der sechs Formen auch stimmt.⁸ Hier bietet sich zur Klärung das Ausweichen auf die *würde*-Form an, die zudem Vorteile im Hinblick auf die Informationsverteilung hat. Von ihr wird noch die Rede sein; das folgende vielzitierte Bertolt-Brecht-Beispiel zeigt jedenfalls den stilistischen Nutzen des damit verbundenen Informationsverhalts:

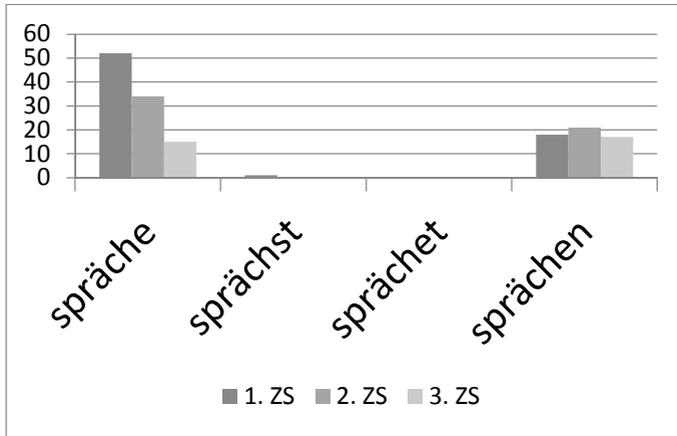
(34)



In diesen wiederum zweiseitigen Prozess ist es einzuordnen, dass die eigentlich ja sehr deutlichen Konjunktiv II-Formen der starken Verben auch bei Lexemen, die im Indikativ häufig sind und keine Schwächung des starken Formeninventars zeigen, wie etwa *sprechen*, ebenfalls von dieser „Konjunktivschwäche“ betroffen sind. An diesem Beispiel sieht man, dass die noch vor hundert Jahren stark vertretene Form der ersten und (wohl vor allem) der dritten Person Singular deutlich an Bedeutung verloren hat, zwar die erste und dritte Person Plural auf niedrigem Niveau stabil geblieben ist, die Formen der zweiten Person aber schon lange keine Rolle mehr spielen:

⁸ Vgl. *ich liebe/fürchte, du liebst(!)/fürchtest, wir/sie lieben/fürchten, ihr liebet(!)/fürchtet*.

(35)



4.2. Vorteile der Satzklammer

Die relativ restringierte Verwendung solcher Formen hängt wie gesagt auch damit zusammen, dass mit der *würde*-Form eine Option zur Verfügung stand und weitere Verbreitung fand, die gut ins System der Informationsverteilung bei komplexen Verbformen passt. Die grammatische Information kommt an der zweiten Stelle, der inhaltliche Kern am Ende des Mittelfeldes. Die Attraktivität und Modulierbarkeit dieser Struktur führt zu allerlei Versuchen des Systemausbaus an dieser Stelle. Die meisten sind allerdings eher im mündlichen Gebrauch üblich und haben sich standardnah nicht so recht durchgesetzt.

Den vermutlich meistdiskutierten Fall dieses Typs stellt das sogenannte Dativ-Passiv dar⁹, das eine einfache Thematisierung einer Dativ-Ergänzung erlaubt. Wie es zu dieser Konstruktion kommt, kann man an dem folgenden Beleg (35) mit seinen zwei parallel geführten Teilen gut sehen, die einen am Ende dann doch überraschen:

- (36) Eine Gruppe bekommt das Original-Präparat, eine andere ein Placebo, also ein Präparat ohne Wirkstoff, verabreicht. (Saarbrücker Zeitung, 02.04.2003)

Gängiger ist diese Konstruktion in eher sprechsprachlichen Kontexten, dann gerne mit dem Verb *kriegen*:

⁹ Das ja auch schon einen Platz in den Standardgrammatiken gefunden hat, vgl. DUDEN (2016: § 807).

- (37) Gehst Du als Anfänger in einen Skatekurs, dann kriegst Du dort als allererstes genau das ausgetrieben. (Wikipedia; Diskussion: Inlineskaten 29.10.2011)

Weitere Konstruktionen dieses Typs stellen die verschiedenen Varianten der *tun*-Periphrase dar.¹⁰ Dabei gibt es einen auch im standardnahen Sprechen akzeptierten Fall, nämlich, wenn das Vollverb des Satzes thematisiert wird und so in das Vorfeld des Satzes rückt.

- (38) Finanziell lohnen tut sich das trotz aller Vorurteile nicht. (taz, 19.07.2004)

Zwei andere Fälle, in denen die Formen des Verbs *tun* wie eine modalitätsmäßig unmarkierte Form eines Modalverbs behandelt werden – also kein *sollen*, *müssen*, *können* signalisieren –, gelten als mehr oder minder umgangssprachlich und sind in ihrer Verwendung regional begrenzt. Sie finden sich dominant im Südosten des deutschen Sprachgebiets:

- (39) “Der eine häkelt, der andere strickt: Ich tu gern basteln”, verrät Ida Pois. (Niederösterreichische Nachrichten, 03.04.2007)
- (40) Jein, nicht unbedingt, also man hat mehr Freizeit, täte ich jetzt einmal sagen. (Oberstufenschüler aus München, IDS-Korpus “Deutsch heute”).

Letztlich gehört in diese Reihe die sogenannte Verlaufsform mit *am*, die einerseits einen deutlichen regionalen Kern im westdeutschen Raum („rheinische Verlaufsform“) hat, wo sie systematisch bei ganz vielen Verben als ein Element einer regionalsprachlichen Grammatik vorkommt. Belege wie der folgende gelten eindeutig als regional markiert:

- (41) [ich] bin da am Umbauen und gleichzeitig bin ich auch noch meine Wohnung am Renovieren. (Oberstufenschüler aus Koblenz, „Deutsch heute“)

Dagegen gibt es einige wenige Verben – eigentlich nur *überlegen*, *arbeiten* und *verzweifeln* –, bei denen es sich um eine gängige, aber eben praktisch lexikalisch gebundene Konstruktion handelt:

- (42) Ich bin ziemlich hart am Arbeiten, meine Schulter wieder zu stärken. (Braunschweiger Zeitung, 15.05.2007, DeReKo)

¹⁰ Beispiele und Erläuterung nach Brinckmann/Bubenhöfer (2012).

Diese drei Erscheinungen, der Gebrauch des *würde*-Konjunktivs, die Ausweitung im Bereich der *tun*-Periphrase und die Art der Nutzung der *am*-Verlaufsform, zeigen, wie sich Variation aus der funktionalen Attraktivität erklärt, die für das Deutsche in der Distanzstellung des Verbs liegt.

Fazit

Variation muss man – auch im „harten“ grammatischen Bereich – als Element des Normalzustandes einer modern ausgebauten Sprache begreifen, wie das z.B. die europäischen Sprachen sind. Wir haben in diesem Beitrag versucht, zum einen das an Beispielen zu zeigen, und zum anderen an drei ausgewählten grammatischen Bereichen den Zusammenhang der Folgen von Systemveränderungen und von Präferenzen im Gebrauch darzustellen. Zusammenfassend kann man drei Punkte festhalten. Erstens: Wie das Beispiel aus dem Kasus-System gezeigt hat, verhalten sich Sprachen und Sprecher ökonomisch – auch systematisch eher marginale Formen werden funktional eingesetzt. Zweitens: Gebrauchshäufigkeit korreliert mit funktionaler und praktischer Bedeutung – in diesem Sinn bilden „stabile“ starke Verben trotz und in ihrer formalen Vielfalt den Kern des Verbwortschatzes. Drittens: Zentrale Strukturmodelle sind aus dem Grund zentral, weil sie funktional attraktiv sind – die Klammerstrukturen im verbalen Bereich üben offenbar einen strukturellen Sog aus.

Auf einer anderen Ebene kann man sagen, dass diese Variationsphänomene, die gerne als eine Schwächung der Sprache angesehen werden, eigentlich von ihrer Stärke zeugen.

Abstract

Variation is a central feature of language usage, and it even affects the central areas of the grammatical system. The choice of variants does not happen by chance, but rather, functional distinctions are to be signaled with it. Thus, rare and therefore more marked constructions are used for specific functions. This will be discussed with respect to three examples. The first relates to the case system of the German language. The genitive is a case with morphological peculiarities: in feminine nouns it is not distinguished from the dative; in male and neutral strong nouns it is marked in two places with the very clear ending *-es*, in the plural it cannot be formed in all contexts. These peculiarities restrict its use as a case on the sentence level. The clear identification by the element { *es* } however can be used in other contexts. It serves as a dependency signal for the genitive attribute and for a group of prepositions such as *dank*, *trotz*, *wegen*, etc. The second example relates to the fact that the weak inflection has developed into the normal case of the verbal inflection. Many former strong verbs have, at least partly, joined this pattern. On the other hand a large group of basic and frequent verbs such as *geben* or *nehmen* still form their forms

according to the strong inflection. Thus the use of strong forms on the other hand is evidence of the central position of the corresponding verb. The third example is about the extended use of the *würde*-form as a subjunctive II. It is to be seen in the context of the general significance of bracket constructions for the information structure of German sentences.

Keywords

markedness, variation, functional use, changes in language usage, central position

Literaturverzeichnis

Brinckmann, Caren / Bubenhofer, Noah (2012): „Sagen kann man's schon, nur schreiben tut man's selten - die *tun*-Periphrase. In: Konopka, Marek / Schneider, Roman (Hg.): *Grammatische Stolpersteine digital. Festschrift für Bruno Strecker zum 65. Geburtstag*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, S. 159-166.

DUDEN (2016): *Die Grammatik*. Hg. von Angelika Wöllstein. 9. Aufl. Berlin: Dudenverlag.

Eichinger, Ludwig M. (2012): Gutes Weines, frohes Muthes, reines Herzens – Geschichten vom Genitiv. In: Konopka, Marek / Schneider, Roman (Hg.): *Grammatische Stolpersteine digital. Festschrift für Bruno Strecker zum 65. Geburtstag*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, S. 83-104.

Eichinger, Ludwig M. (2013): Die Entwicklung der Flexion: Gebrauchsverschiebungen, systematischer Wandel und die Stabilität der Grammatik. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung / Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): *Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache*. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 121-170.

Eichinger, Ludwig M. (2016): Praktiken: etwas Gewissheit im Geflecht der alltäglichen Welt. In: Deppermann, Arnulf / Feilke, Helmuth / Linke, Angelika (Hg.): *Sprachliche und kommunikative Praktiken* (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2015) Berlin/Boston: de Gruyter, S. VI-XIII.

Eichinger, Ludwig M. (2017): Standarddeutsch – die beste aller möglichen Sprachen. In: Konopka, Marek / Wöllstein, Angelika (Hg.): *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2016). Berlin/Boston: de Gruyter, S. 3-22.

Weinrich, Harald (2005): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. 3. Aufl. Hildesheim [u.a.]: Olms.

Werner, Edeltraud (2003): Das Translationskonzept Lucien Tesnière's. In: Vilmos Ágel u.a. (Hg.): *Dependenz und Valenz. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. 1. Halbband. (= HSK 25.1). Berlin/New York: de Gruyter, S. 115-129.